

35: πάντα ῥεῖ oder: alles fließt

Ich glaube, ich habe sowohl in meinem Tagebuch als auch in meinem Bericht schon mehrfach auf diesen segensreichen Zustand hingewiesen, nicht zu vergessen die vielen spontanen und informellen Verlautbarungen und Erzählungen meinen Freunden gegenüber, sodass das Folgende nur noch einmal der Zusammenfassung dienen möge dieses neben dem Kennenlernen meiner Freunde wohl wichtigsten Erlebnisses meiner bisherigen Existenz. Nicht ganz unberührt von Bildungsfragen durch meinen langjährigen Schuldienst in untergeordneter Position, bin ich wohl prädestiniert dazu, mir ein Urteil zu den idealen Dingen und Umständen der privaten Stiftung zu bilden, unter denen ich in den letzten fünf Wochen arbeiten durfte. Schon lange vorher reichte ich eine Liste ein derjenigen Fachfrauen und –männer, mit denen ich gerne zusammenarbeiten wollte und von deren Zusammenkommen ich mir etwas versprach. Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als ausnahmslos alle von der ersten Liste zugesagt hatten und die Ersatzliste mit den zweitrangigen Wahlen gar nicht erst in Kraft zu treten brauchte. Ich gewann den Eindruck, dass es den Autoren und Wissenschaftlern, Journalisten mit der Fachausbildung Religion und Philosophie, Doktoranden und Post-Docs aus den Staaten, nicht zu vergessen die Inhaber ordentlicher Professuren eine Ehre war, innerhalb der Mauern dieses optimalen und idealen Bildungszentrums eine zeitlang auf Honorarbasis tätig zu sein. Ich habe mir sagen lassen, dass das Honorar etwa das Dreifache dessen betrage, was sie normalerweise in dieser Zeit durch ihre vorgeschriebene Tätigkeit verdienten. Darunter erwiesene Fachfrauen, Hunsemayer etwa, eine ehrgeizige Streberin Mitte 20, höchst unangenehm in ihrem Verhalten, besserwisserisch und arrogant, aber absolut sicher im Referieren der Details und im Faktenwissen, eine Kennerin Whiteheads par excellence. Sie war am besten informiert, ein wandelndes Lexikon, die von allen befragt wurde, bevor wir dann wirklich zu den Lexika, Fachaufsätzen und Fachvorträgen übergingen. Sie schrieb zum Thema eine Doktorarbeit bei Franitscheider, ein erwiesener Fachmann und Kritiker zum Anthropischen Prinzip. Ausdrücklich erwünscht, ohne Rücksicht auf die Kosten, waren Dienstreisen zu allen möglichen Zwecken, Recherche, Interviews, Besuch naturwissenschaftlicher Speziallabore, so zum Beispiel des CERN in Genf oder einiger Forschungsreaktoren. Phil Decker war ebenfalls darunter, Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie in Berlin mit den Spezialgebieten Wissenschaftstheorie und amerikanische Prozessphilosophie. Fresenberger, Hobbyastronom, Astrophysiker, Mathematiker – es gab kaum ein Gebiet, auf dem er sich nicht wenigstens ansatzweise auskannte, von Beruf freier Wissenschaftsjournalist – er war unsere unverzichtbare Quelle für alle aktuellen einschlägigen Publikationen, Internetveröffentlichungen zu diesem doch wohl eher exotischen Themenkomplex. Michael Welker und Roland Faber hatten ja selbst Bücher zu diesem Thema veröffentlicht und waren schon deswegen als absolute Fachleute anzusehen, insonderheit was die theologischen Aspekte der Rezeption Whiteheads anbetrifft. Und ich war der Gastgeber. Unsere Arbeitsmethode funktionierte nach Art einer Schwarmintelligenz und machte unserem Thema alle Ehre. Was „im Prozess“ ist und sich auch nur prozessual darstellen lässt, das lässt sich nicht mit herkömmlichen Methoden aufbereiten. Ein erstes Genügen an den Umständen des Prozesses bestand in jeglichem Verzicht auf eine Vorgabe oder ein zu erreichendes Ziel. Normalerweise war eine universitäre Fakultät ständig mit bürokratischen Verpflichtungen belastet zur Auslobung von Geldern für bestimmte Forschungsprojekte. Diese wiederum mussten irgendeinen Nutzen nachweisen. Gab es ein hinreichend großes Interesse am Forschungszweck und zwar von Seiten der Privatwirtschaft, dann floss das Geld in Strömen. Alles, was auch nur entfernt versprach, sich am Markt, wenn auch in ferner Zeit erst, zu behaupten, zu einem gängigen Massenprodukt zu werden und die Menschen zu neuen Bedürfnissen zu verführen, wurde nicht nur durch öffentliche Gelder, sondern vor allem von Konsortien der Industrie gefördert. Rein theoretische Gebilde, Grundlagenforschung, philosophische und theologische Fragestellungen, wenig Nutzen verheißende ethische Diskurse gingen dabei leer aus, weil die gängigen Wertungskriterien darauf nicht anwendbar waren. Wie wollte man Erkenntnisse der Prozesstheologie marktfähig machen? Wie wollte man Ergebnisse der ethischen Urteilsfindung, die zudem auch noch markt- und kapitalismuskritisch ausgerichtet waren, mit den Privatgeldern aus Wirtschaft und Finanzwesen kompatibel machen? Selbst der vorgenannte erlauchte Kreis hatte seine Schwierigkeiten, alles im normalen Alltag Belastende innerlich abzulegen und wahre Freiheit an die Stelle der internalisierten üblichen Rücksichtnahmen und dem permanenten Evaluationszwang treten zu lassen. Ich glaube, die meisten von uns modern Sozialisierten verbinden Freizeit und Freiheit mit jenen kurzen Entspannungsphasen im Urlaub, die dem Atemholen, der raschen Rekonvaleszenz und der Zurüstung auf den Arbeitsalltag dienen. Wahre Freiheit auch und gerade im Arbeitsalltag auszukosten und das Geschehenlassen im Denkerischen, der Genuss des Geistigen im allgemeinen und das Abenteuer des Tages im besonderen, von dem ich gar nicht weiß, wie er enden wird, das war uns allen unbekannt. Morgens im Briefing etwas zu planen, was kurze Zeit später wieder über den Haufen geworfen wurde – und diesen Lebensstil auch noch ohne den permanenten Selbstzweifel und ohne ein bohrendes schlechtes Gewissen leben und so selbstbestimmt arbeiten zu *dürfen*, war ungewohnt. Ungewohnt war es vor allem, einen freizügigen Lebensstil zu pflegen, umgeben von Bibliotheken und jederzeit möglichen Fachgesprächen, von selbstbestimmtem Tagesablauf, Spaziergängen, Kenntnisnahme der Modifikationen des Gruppengeschehens am Schwarzen Brett oder über eine spezielle App, die wir eingerichtet hatten, und dies alles dann noch als „Arbeit“ zu verstehen oder auch nicht, denn niemand wurde gezwungen, sich in Kasta-

lien, wie wir diese Einrichtung scherzhaft zu nennen liebten, als Geistes-„Arbeiter“ aufzufassen. Auf den Punkt gebracht: auch wenn man nichts tat oder meinte, zu wenig geleistet zu haben, dann bekam man trotzdem das vereinbarte Honorar. Das herkömmliche Modell von „erwerbswirtschaftlicher“ Arbeit blockierte unsere Köpfe und hinderte uns anfangs daran, einen neuen Zugang zu schaffen zu dem, was Marx unter „nichtentfremdeter Arbeit“ verstanden haben mag jenseits des Reiches der Notwendigkeit. Das mochte nicht zuletzt daran liegen, dass wir unter Bedingungen gegenwärtiger Kultur so arbeiteten, ja lebten, in dem ständigen Drang, einer Anweisung, einem Befehl oder einer Zielführung zu gehorchen, Geld für Zeit, Geld für Kreativität, Lehre und Forschung, und das Gegenteil davon mit Freizeit, schlimmstenfalls Faulheit und Müßiggang zu verbinden gewohnt waren, notabene: Müßiggang negativ konnotiert! Müßiggang ist aller Laster Anfang! Welch eine hübsche bürgerliche Lebensweisheit! Kurzum: Es bedurfte zunächst der Einübung in die Vita contemplativa. Und im Gegenzug mussten wir das Überaktive, geschäftsmäßige Treiben, unter dem wir im Alltag zu leiden hatten, abbauen. Dem dienten die ersten Tage, die lediglich von jeweils zwei täglichen Zusammenkünften zwecks Abstimmung und Austausches des Erfahrenen und Erlebten, morgens und abends strukturiert waren. Darüber hinaus war es jederzeit möglich, sich zu informellen Gruppen unter bestimmten selbst gewählten Fragestellungen zusammenzufinden. Der besinnliche Charakter der ersten Tage war unverkennbar. Wir waren von nichts abhängig, an nichts gebunden, waren nicht dem üblichen Zwang unterworfen, unsere Arbeitskraft für Geld einzutauschen. Ich hatte als Primus inter pares bewusst auf jegliche Forderung eines Ergebnisses verzichtet. Da wir unter diesen idealen, gewiss untypischen Bedingungen arbeiten durften, waren wir mehr oder weniger selbst als Gruppe wie als Einzelwesen „im Prozess“. In der Tat: nahm man diesen interessanten Denkansatz, der von dem englischen Mathematiker Whitehead begründet wurde, der im Alter von 63 Jahren in die vereinigten Staaten berufen wurde auf den Lehrstuhl für Philosophie in Harvard, ernst, so waren wir im hic et nunc ja selber Ereignisse und Momente in einem globalen und kosmischen Prozess, bestehend aus einem einzigen Abenteuer im Erwerb von stets Neuem und im Vergehen und Aufgehen in anderen Ereignissen eines Weges ohne Ende und ohne Ziel und – was provokativ genug war, um selbst noch in aufgeklärt atheistischer Zeit Munition zu liefern gegen die Anschauung von immerwährenden, festen und bestehen bleibenden Grundlagen, wie wir sie einst im klassischen Gottesbild, nun aber in den angeblich unverrückbaren Naturkonstanten und Naturgesetzen, vor uns wähten und deren Starrheit von der Ratio her mehr oder weniger postuliert werden musste -, ja das war nicht nur ungewohnt, was unsere Herangehensweise an das Thema anbetraf, ohne Führung und Leitung, ohne höhere Bestimmung und Bewertung der Inhalte, wie es schien, völlig allein gelassen in einem gefühlkalten Universum, das aber immerhin Bühne und Schauspieler gleichermaßen stellte für ein grandioses Schauspiel nach den Anweisungen eines geheimnisvollen Regisseurs. Man kam sich vor, wie ein Stück Treibgut auf wild gewordenem Fluss oder wie eine Schaumkrone auf brodelndem Ozean. Einige von mir Ausgewählte und Geladene fragten denn auch immer wieder, was sie denn nun tun sollten, wozu sie hier seien, ob denn am Ende ein Analyseergebnis zu stehen habe oder ein Kompendium, wohl doch wenigstens ein Paper, und dergleichen mehr, was auf Ängstlichkeit und Unsicherheit schließen ließ. Meine Absicht war aber, ihnen zu vermitteln, dass sie all ihre beruflichen Verpflichtungen und biografischen Lasten und Prägungen ablegen *dürften* und zunächst stundenweise, tageweise, innerlich leer werdend, in sich hineinhorchend und das Thema, für die sie ja als Fachfrauen und –männer geladen waren, einmal anders in ihrem Herzen zu bewegen. Einigen viel die Befolgung dieser Anweisung sehr leicht, nach meinem Empfinden waren es wohl eher die jüngeren Assistenten und Doktoranden, auch die Studenten und Mentoren im Drittstudium, also die universal Gebildeten, während die Älteren, Ordinarien und Stiftungsvorsitzenden, Leiter von Akademien, eher Schwierigkeiten hatten, ihre neue Rolle zu definieren ohne Forschungsschwerpunkte, Quellenstudium und Lehrverpflichtungen, ohne strenge akademische Diskurse. Paradoxerweise forschten sie über einen Gegenstand, dem genuin Freiheit in ungewöhnlichem Maße innewohnt, ohne auch nur im Geringsten davon in ihrem Leben und Streben, in ihrem Tun und Lassen angesteckt worden zu sein. Selbstverständlich habe ich diese Rollenunsicherheit akzeptiert. Jeder bringt sich so weit ein, wie er kann und wie es ihm erlaubt ist, seine schützenden Mauern abzubauen. Aus der Gruppendynamik ist folgendes Phänomen hinreichend bekannt und man stellt sich methodisch darauf ein: Akademikern scheint es besonders schwer zu fallen, einmal locker und ungezwungen unter ihresgleichen zu fachsimpeln. Die Angst vor etwaigen Fehlern und Unzulänglichkeiten in der Darbietung ihrer Forschungsgegenstände scheint umso größer, je fachkundiger das Publikum ist. So menschlich verständlich diese Urangst vor der Blamage und scheinbaren Herabsetzung auch ist, so kontraproduktiv wirken sie sich in einem Klima von freiem kreativem Schaffen aus neben den vermaledeiten verinnerlichten Leistungszwängen, die uns von Kindesbeinen an beherrschen. Andererseits gilt: Jemanden zu seiner oder irgendeiner Idee von Freiheit zu zwingen, ist ein Widersinn in sich selbst. Wir mussten lernen, so miteinander zu kommunizieren, dass nicht gleich jeder gesprochene Satz die Qualität der Druckreife zu erhalten habe. Fresenberger war ja mehr oder weniger ein Selfmade-Wissenschaftler, ein Lebenskünstler, der von wenigen Veröffentlichungen lebte und dann und wann mal einen Vortrag hielt. Ein hervorragender Fachmann, obwohl er keinen Studiengang wirklich abgeschlossen hatte. Nach seinen eigenen biografischen Angaben hatte er zu viel vom Wein der akademischen Freiheit getrunken und überall „mal reingeschaut“, und er hatte so lange diese Freiheit auskosten, bis der Staat sich weigerte, für das Hochsemester weiterhin Ausbildungsförderung bereitzustellen. Er war der einzige Nichtakademiker unter uns, wurde jedoch von jedem respektiert. Nach kurzer Befangtheit blühte er regelrecht auf. Ihm war abzuspüren, dass er das Thema nicht wie einen Gegenstand behandelte, über den man forschen konnte, der für eine bestimmte Zeit ganz interessant sein mag, bevor man sich anderen loh-

nenswerteren Forschungsprojekten zuwendet, sondern ihn ging die Prozesstheologie im tiefsten Innern wirklich an; er lebte mit ihr; er ließ sich von ihr führen und treiben; er war erkennbar ergriffen vom Thema und diskutierte, schrieb und malte seine Diagramme mit Herzblut. Ich glaube, alle empfanden seine Beiträge als erfrischende Wohltat und die meisten ließen sich von seiner Freiheit und Fröhlichkeit anstecken. Hunsemayer war Expertin. Wollte man nur das lexikalische Grundlagenwissen betrachten und die Geschwindigkeit der Internetrecherche, so stellte sie uns alle in den Schatten. Das Thema selbst, so schien es mir, diene ihr nur gleichsam als totes Material, in welchem sie ihre Genialität wie eine Bildhauerin durch Einfallsreichtum und Schaffenskraft unter Beweis zu stellen strebte. Doch: wie es denn auch immer sei: ich habe ihre Berufung niemals bereut. Sie hat hervorragende Arbeit geleistet, auch wenn die Freiheit und die eigentliche Würde des Themas sie nicht entfernt zu berühren schien. Professorin Ölschlegel, eine überschlankte, drahtige Person mit stark männlicher Betonung ihres Outfits, die anfangs sehr tonangebend war, fordernd und nicht mit Kritik sparte am fehlenden Konzept der ganzen Veranstaltung, in der Stimme wenig melodisch, oftmals herrisch krächzend wie ein Rabe, war nicht in der Lage, sich auf die Atmosphäre einzulassen, sodass sie nach zwei Tagen wieder abreiste. Sie war mein einziger Fehlgriff. Keiner war traurig deswegen, weil sie überstürzt abgereist war. Ich glaube sie tat gut daran, denn ihr wäre die Außenseiterposition vorbehalten gewesen. Leider war dadurch eine kleine Lücke entstanden. Denn sie galt als ausgewiesene Mathematikerin mit dem Spezialgebiet auf mathematische Grundlagenforschung und Aussagenlogik neben ihrem Lehrstuhl für Wissenschaftstheorie. Wir gewannen in Horst Osterbaum einen hervorragenden Teamer und Moderator, Supervisor und Seelsorger. Er war der Spezialist für das Psychologische und genuin Menschliche; Gruppendynamik und themenzentrierte Interaktion waren seine Schwerpunkte. Da ich selbst aktiv thematisch teilzunehmen und zu profitieren gedachte, wollte ich die Leitung nicht selber übernehmen. Osterbaum stellte sich als Glücksfall heraus. Obwohl kein Abschlusspaper geplant war, führte und leitete er unbemerkt die Gruppe dahin, dass wir übereinkamen, uns ob des überwältigenden Erlebnisses noch eine Gestalt geben zu wollen mit der Absicht, weiter zu denken und zu gehen mit dem spannenden Thema „Prozesstheologie“ und der Web-Gemeinde vielleicht hier und da entscheidende Impulse zu geben, uns gleichzutun und spontan-informelle Zirkel von Geistesverwandten oder Gleichinteressierten zu bilden. Oder, vice versa, sich als Medium oder Spiegel weiterhin zur Verfügung zu stellen, worin die werdende Gottheit sich in ihrer Entwicklung mit Welt, Mensch und in *ihrem* Selbstverständnis darstelle; notabene: Spiegel und Medium sind in unserem Zusammenhang rein metaphorisch zu verstehen, nicht ordinär spiritistisch oder abgehoben esoterisch. Will sagen: wir Menschen müssen uns seit langem nicht mehr als willenlose Marionetten von Obrigkeiten im Himmel und auf Erden verstehen. Außerdem läge ein arges Missverständnis vor, wollte man die Prozesstheologie als Okkupation des denkenden und bewussten Lebens durch Gott verstehen gleichsam den heute fragwürdig gewordenen theologischen Ansichten von der „Verbalinspiration“ oder der „prophetischen Rede“, bei der ein autoritärer Machthaber im Himmel seine Diener auf Erden zu Schreibmaschinen degradiert.

Bevor ich diesen Abschlussbericht im Anschluss an die Vorbemerkungen anfüge, sei noch einiges erzählt von unserem gemeinsamen Erleben und dem Verlauf des Prozesses, in dem wir standen, und der Genese des Abschlussberichtes, der ja letztlich als Station auf einem langen Wege nichts anderes als ein Zwischenergebnis sein kann. Vorangestellt sei meine eigene Wahrnehmung einer groben Gliederung des Verlaufs. Erste Phase: Kennenlernen, geprägt von Unsicherheit, Abgrenzung, bis zu einem kleinen Ausmaß auch Rängeleien und Konkurrenzverhältnisse; zweite Phase: konstruktives Arbeiten, wobei wir teils die Themen im morgendlichen Briefing vereinbarten und absprachen; gegebenenfalls die erstrebenswerten Außenkontakte sondierten; Auflockerung der angewandten Methoden – mit einem fortgesetzten Feedback, als dessen Ergebnis sie fast täglich wechselten; neben der sprachlichen Vermittlung akzeptierten wir auch alle anderen Darstellungsmethoden, als da wären: Tanz, Musik, bildende Kunst, theaterartige Kurzdarstellungen analog des Psychodramas; natürlich kam die klassische Vermittlung von Wissen und Zwischenergebnissen in Gestalt von Kurzreferaten und multimedialen Darstellungen wie Powerpoint-Präsentationen auch nicht zu kurz; arbeiteten wir im Plenum, so bedienten wir uns altmodischer großdimensionierter Plakatwände, auf denen nach Art eines Fließdiagramms plakative Inhalte und Begriffe kurzfristig angeheftet und je nach Lage der Debatte wieder verschoben wurden; die dritte Phase war durch eine scharfe Zäsur geprägt, über die ich noch berichten werde. Es handelte sich um eine weitere Entrückung, auf die ich nicht vorbereitet war. Selbstverständlich habe ich niemandem davon berichtet. Meine Absence oder Vision in unvorstellbar traurig-apokalyptische Zeiten, einerseits ein unwillkommener Fremdkörper, dann doch wieder passend irgendwie zu dem Kurzreferat, das ich am nächsten Morgen zu halten hatte über eine wichtige Konsequenz prozessualen Verstehens des möglichen Scheiterns einer sinnvollen Vorwärtsentwicklung und letztlich eines Scheiterns des freiheitsliebenden Gottes; daran schloss sich eine Phase an, die ich durchaus geneigt bin, als den Höhepunkt zu beschreiben, obwohl das äußere, strenge und strukturierte Tätigsein nachließ und sich die Aktivitäten auf die abendlichen Zusammenkünfte verschoben, die mehr geselligen, zwanglosen Charakter besaßen. Einem unbeteiligten Beobachter wäre wohl vor allem die plötzlich reich bestückte, und zusehends bunter werdende Pinwand mit vielen beschrifteten Zetteln aufgefallen, die wir für ungeklärte Fragen vorbehalten hatten oder für Themen, an denen wir in Zukunft weiter arbeiten wollten oder woraus sogar noch näher zu bestimmende Forschungsprojekte entwickelbar wären. Desgleichen füllte sich eine Tafel, auf die wir anonym Botschaften schrieben des Inhalts, wie wir durch das Thema oder infolge des Facettenreichtums der Prozesstheologie selber Veränderungen erfahren hätten und zu welchen Zwischenstationen in unserer Biografie uns unser Zusammensein hier am Ort und in der von allen geteilten Epoche geführt habe. Während der vierten Phase reiste

ich nach NY wegen des verabredeten Treffens und tat sehr wichtig, indem ich auf einen unaufschiebbaren Termin wissenschaftlichen Austausches zum Thema mit Lehrkräften der dortigen Uni verwies, über dessen Inhalt ich mich in Schweigen hüllte. Den Namen John Smith freilich durfte ich guten Gewissens nennen. John war bekanntermaßen Fachmann für evolutionäre Erkenntnistheorie beziehungsweise Interpret von Convey Morris, „Inevitable Humans in a Lonely Universe“. Unsere Forschungsgruppe arbeitete derweil selbstbestimmt und selbstständig weiter. Weder Osterbaum noch ich selbst als Initiator übten eine wie auch immer geartete Kontrollfunktion aus, was aus genannten Gründen dem Geist des Themas von Grund auf widersprochen hätte. Nach dem kurzen Erholungsaufenthalt zu Hause in Geversdorf fuhr ich zurück ins Bildungszentrum, gerade noch rechtzeitig, um der fünften und letzten, der Abschlussphase, beizuwohnen, die dem Bericht vorbehalten blieb, den ich im Folgenden zu Protokoll geben werde. In dieser Phase ereigneten sich eine Menge an Merkwürdigkeiten und Irritationen, über die ich noch schreiben werde. Ob dieser Bericht noch den Zweck eines Lageberichtes oder einer Zwischenbilanz für die metaphysische Konferenz erfüllt oder ob er zum Logbuch meines Lebens geworden ist, ist im Augenblick belanglos. Es muss geschrieben werden, was geschrieben werden muss. Die Geschichte eines Textes nach seiner Fertigstellung und Publikation ist ein Kapitel für sich. Wobei heutzutage unter Nutzung der modernen Medien jeder zu jederzeit an jedem Ort zum Autor werden kann. Dazu benötigt man weder eine Lektorenschaft noch die Lizenz eines Verlages. Das Internet macht jeden, der es will, zum Kommentator, zum Lektor und Kritiker anderer Veröffentlichungen oder zum Teilnehmer an Diskussionsrunden zu allen gängigen Themen. Jeder kann einen Blog veröffentlichen und sein ganzes Leben und Denken in Extenso entfalten. Bleiben wir zunächst einmal bei einem kompakten Text wie unseren Zwischenbericht, der ja keinen Blog darstellt und auch keinen Chat eröffnen will. Nach seiner Einstellung ins Internet, wer ihn liest, was die Lektüre bei den vielen Fremden auslöst und verändert, darauf haben wir keinen Einfluss mehr. Er wird in gewisser Weise zu einem eigenständigen Wesen, das wie mit einem Willen ausgestattet weitere Gestaltungen hervorruft. Über allem steht die Frage: wie viele lesen den Text? Nicht auszuschließen sind Schneeballeffekte. Wenn er gut, originell, provokativ ist und breite Massen anspricht, dann wird er häufig verlinkt und zitiert; er breitet sich mit exponentieller Macht aus und ergreift Besitz von den Gehirnen der Massen, manchmal auch in agitatorisch gefährlicher Weise. Dank der weltweiten Vernetzung scheint ein überdimensioniertes Weltgehirn zu entstehen, ein riesiges Gedächtnis, das sich selbst multipliziert und verändert. Gegenwärtig wissen wir noch nicht, wohin uns diese Entwicklung führen wird. Trotzdem haben selbst die Werbepsychologen und Reklamefachleute für einfachsten Polit-Sprech zwar etwas mehr Steuerungsmöglichkeit als wir ernsthaft arbeitenden Wissenschaftler, aber keineswegs sind sie fähig, alle Wirkungen selbst des dümmsten Slogans bis in die kleinsten Gehirnwindungen von Ottonormalwählern hinein voraus zu sehen und noch weniger sind sie imstande, die eigendynamischen Auswirkungen auf die vielen Äderchen und Verzweigungen des weltweiten Netzes wie bei einer reich geäderten Baumkrone, die wie eine dunkel drohende Silhouette in der Abenddämmerung hervorsticht, zu prognostizieren.

Der Unterschied zwischen unserer informellen Arbeitsweise und einem strengen Seminarstil lag sicher auch darin, dass wir dem thematischen Anliegen gemäß auf die üblichen Abstraktionen verzichten durften. Der Seminarstil ist ergebnisorientiert. Er richtet sich nach den Ausgangsfragen, den unterstellten Prämissen und den erwartbaren Ergebnissen. Alles andere wird als störend oder belanglos ausgeschieden. Das Zusammentragen von Einzelstudien im Plenum dient dazu, jeden in kürzester Zeit auf den maximalen Wissenstand zu bringen. Der Weg der Erfahrung, den ein Teilnehmer beschritten hat mit all seinen Biegungen, Um- und Irrgängen, bevor er zu einem konkreten und prägnant ausformulierten Ergebnis gekommen ist, interessiert dabei wenig. Wer mit dem Metier beruflich vertraut ist, sieht auf den ersten Blick, dass hierbei alles Subjektive und Psychologische ausgeklammert ist. Wie ein prognostiziertes Ergebnis im Labor zustande kommt oder ob eine Hypothese falsifiziert werden kann, hat mit der persönlichen Biografie ganz und gar nichts zu tun. Der weitere Gang wissenschaftlichen Erforschens sieht so aus, dass der Seminarist, Assistent oder Doktorand sein Teilergebnis der Gruppe oder einem Fachpublikum bekannt gibt, sodass es von allen aufgenommen und mit den anderen Inhalten, zu einem Endresultat geführt, in kurzen Sätzen logisch stringent vermittelt werden kann. Von hier aus geht der Prozess unaufhörlich weiter, indem das Resultat zum Gegenstand erneuten Nachdenkens, der Überprüfung durch andere Labors oder der Kritik oder auch nur zu einem bescheidenen Wissenselement weiterer Forschung geworden ist, indem es für die nächste Generation von Hypothesen- und Theoriebildung Verwendung findet und dabei mannigfache Wandlungen und Modifikationen erfährt durch wiederholte Verifikationen und Falsifikationen. Für die sachbezogene Erforschung eines Themenfeldes sind die nichtgangbaren Pfade, die Sackgassen im Rahmen falsifizierter Hypothesen mindestens ebenso wichtig wie „der große Entwurf“ einer abschließenden Theorie. Eine dem prozessualen Geschehen verpflichtete Gruppe hingegen sollte den größten allgemeinen Nenner wählen, während die ergebnisorientierte Forschungsgruppe sich logischerweise auf die kleinst mögliche Schnittmenge unter allen Teilnehmenden zu beschränken hat. Ihr geht es schließlich um die Produktion von Information mit der Qualität von Wahrheit, über Wahrscheinlichkeiten bis hin zu definitiver Falschheit. Wir jedoch strebten kein konkretes Resultat an; Abstraktion war weder nötig noch erwünscht. Obwohl uns alle erreichbaren Informationen und Thesen zur Verfügung standen. Auf diese Vorarbeiten durften wir mit Dank nach Belieben zugreifen, ohne sie in mühsamer Kleinarbeit des wissenschaftlichen Alltags selber durchführen zu müssen. Das Aufgehen von Verschiedenem, ehemals Getrenntem und Disparatem in eine neue Einheitlichkeit – oder in der Terminologie der Prozessphilosophie ausgedrückt: in ein neues wirkliches Einzelwesen – das ließ sich zweifellos auf unsere Gruppe beziehen. Die Erfassungen des neuen wirklichen Einzelwesens umschloß die Umfangsmenge

aller bisherigen Erfahrungen der Teilnehmenden, deren Synthesen aus Leben und Geist, Beruf und Freizeit, Hobby, Familie und Freunde – der prozessurale Fluss klammert naturgemäß keinen Bereich aus. In das Ergebnis respektive den Bericht unserer Tagung flösse demzufolge Differentes, das aus der Lebens- und Lerngeschichte eines jeden Teilnehmenden stammt und verschmelze zu einer Synthese, die als Subjekt ihre eigenen Erfassungen ehemaliger wirklicher Einzelwesen zu etwas Neuem komponierte, nur, um dann wiederum, so zu einer relativen Vollkommenheit gelangt, als sein eigenes Subjekt und Objekt seinerseits wieder selbst zu einem Element unter den Vielen zu werden. Als Ereignis mit einer spezifischen Bewusstheit und Geistigkeit hat es das Viele zu einer neuen Einheit gefasst, die vorher nicht da war, um sich daraufhin als Objekt in neue Synthesen einzugliedern. Wesentlich daran ist im Rahmen der Prozessphilosophie, dass etwas *Neues* entstanden ist mit dem Anspruch eigenen Subjektseins, das von den Einzelwesen wie von den teilnehmenden Wissenschaftlern, denen keineswegs eine Sonderrolle zukommt als geistbegabte Menschen, weder gewollt, geplant noch vorgesehen wurde. Hunsemeyer machte uns darauf aufmerksam, dass laut Whitehead alle wirklichen Einzelwesen geistig sind und der Mensch keineswegs das Monopol darauf besitze. Außerdem sei der Mensch als Ganzes gar kein wirkliches Einzelwesen, da auch er aus unzähligen diskreten Komponenten bestehe, die als selbstständige geistige Subjekte jeweils für kurze Zeit bestünden, bevor sie anderen Einheiten als deren Erfassung dienten und in jenen aufbewahrt würden. Wohl aber seien des Menschen Bewusstsein und durchaus die von ihm produzierten und transportierten Geistesinhalte als wirkliche Einzelwesen anzusehen. Die wissenschaftlich eruierte Information in Form von logischen Sätzen oder mathematischen Formeln seien Einzelwesen, die einerseits selbstständig ihren Weg anträten, unabhängig von den Forschenden und andererseits in größeren Einheiten aufgingen, namentlich in umfassenden Theorien, Aufsätzen und wissenschaftlichen Abhandlungen. Wir waren um Beispiele nicht verlegen, was den Austausch von Körperzellen betraf, Stoffwechsel, Wachstum, Sterben, der Strom des Bewusstseins – eigentlich war am Leben nichts, das sich irgendwie als statisch definieren ließe, sehr wohl aber als dynamische, schwingende Homöostase. Sinnigerweise werden wir jeden Tag zu Anderen; das gilt sowohl für die materiellen Komponenten: gestern bestand ich aus fremder Materie, die längst verarbeitet, verbrannt, verdaut, umgewandelt worden ist; als auch für die ideellen: nimmt man die Identität hinzu, unser Ich, so werden wir sekundlich zu anderen und nicht selten stellt sich bei uns Menschen dieses merkwürdige Gefühl des eigenen Fremdwerdens ein. An dieser Stelle ergibt sich noch ein besonderes philosophisches Problem, das unter der lateinischen Sentenz: „Individuum est ineffabile“ bekannt ist. Das Einzelding ist mit Allgemeinbegriffen nicht zu fassen. Begriffe sind bekanntlich Abstraktionen, andernfalls wären sie nicht in der Lage, eine Menge individueller vielgestaltiger Objekte zu erfassen. Das Problem ist nur, dass sie das Einzelding gar nicht meinen. Nur ganz allgemeine äußere Merkmale und ein wiederkehrendes Muster subsumieren sich unter den Oberbegriff. Der schwebt im wahrsten Sinne des Wortes über den Wolken. In der Versuchsanordnung im Forschungslabor wird dieses Problem am Einzelresultat kenntlich, das sich niemals unter gleichen Bedingungen wieder zeigen wird. Man führt eine Serie von Experimenten durch und registriert die Resultate. Es reicht, vernünftige Mittelwerte zu bilden und das Unbekannte oder Unsichtbare zu extrapolieren. Damit geben sich alle zufrieden, weil man so mit den gewonnenen Informationen, Formeln oder Lehrsätzen weiter arbeiten kann. Denselben Versuchsaufbau mit exakt identischen Randbedingungen wird man niemals mehr in dieser Welt mit diesem linearen Zeitverlauf wiederherstellen können. Deshalb ist jedes Experiment streng genommen eine Singularität und jedes Ding in unserer Welt ein Unikat. Deswegen unterliegen wir eigentlich einem Trugschluss, wenn wir meinen, unsere Sprache beschäftige sich mit sich selbst gleichen Dingen und unwandelbaren Tatbeständen. Allein wir sind auf diese Illusion angewiesen, um uns zu verständigen. Deswegen dürfen die Ansprüche an diesen Bericht auch nur minimal sein, dessen Kennzeichnung als Zwischenergebnis, Momentaufnahme oder Station auf dem Wege ja schon auf das Dilemma hinweist. Wie wollte man denn jede Verästelung des Themas, jede Idee, eine gelungene Formulierung im abendlichen Gespräch, die beiläufige Bemerkung während eines Zweierspaziergangs, das intimste Erleben eines jeden Teilnehmenden adäquat zu Papier bringen? Alle Formulierungen stellen grobe Vereinfachungen dar und werden dem „Einzelfall“ nicht gerecht. Andererseits erscheint es mir aus drei Gründen ausgeschlossen, den „Einzelfall“ wie den Mitseminaristen in seiner Individualität vollständig zu begreifen; zum einen, worauf Whitehead immer wieder hingewiesen hat, dass das Einzelwesen in ein Anderes als dessen Erfassung aufgeht, und was von Heraklit her schon lange bekannt ist: Alles fließt; keiner steigt zweimal in denselben Fluss. Zum zweiten verhindert die Subjekt-Objekt-Spaltung sowie die Komplexität eines Dings seine vollständige Kenntnis. Ich müsste ja zum Stein werden, um zu erkennen, was ein Stein eigentlich ist. Eine Galaxie oder ein Lebewesen enthält so viel innere Bezüglichkeit und enthält eine solch große Menge unwissbarer Randbedingungen, dass ein Maß an Komplexität entsteht, das jegliches „tieferes“ Verstehen unmöglich macht. Schließlich drittens: Bringt man überhaupt genügend Interesse und Ausdauer mit, etwas, einen Menschen oder einen historischen Sachverhalt beispielsweise, annähernd vollständig zu ergründen? Nehmen wir einmal an, ein Blogger teilt wirklich jede Kleinigkeit, jede intimste Regung seines Gefühlshaushalts, jede Bewegung seines Denkapparats, jegliche winzigste Informationsaufnahme mit, Begegnungen mit anderen, triviale Gespräche, wie oft er zum Beispiel die Toilette aufgesucht hat und so weiter: wen würde es interessieren? Möglicherweise wäre die fehlende Anteilnahme traurig und erschütternd für diesen Seelen-Exhibitionisten. Oft wollen wir gar nicht jedes Detail wissen und wir beschränken uns auf das Neue und Ungewöhnliche. Wir haben dem Rechnung getragen und werden in dem Bericht einige Passagen finden, die zeigen, wie die Prozesstheologie dieses philosophische Problem gelöst hat. Die romantische Wissenschaft jedenfalls hat besagte philosophische Sentenz stets zur Verteidigung des

Einzelwesens herangezogen gegen die nicht wertschätzende und das Besondere nicht würdigende Verallgemeinerung. Dem stimmen wir grundsätzlich zu, in dem Maße, wie wir uns einem organistischen Denkansatz verpflichtet fühlen. So sehr wir freilich in unserem Seminar durch Herstellung einer Atmosphäre maximaler Freiheit und Veranschlagung des größten gemeinsamen biografischen und akademischen Nenners dieses Anliegen der Romantik befolgt haben, so realistisch müssen wir auch die natürlichen Grenzen dieses Prinzips einsehen. Nehmen wir als Beispiel einen von seinem hohen Ideal geprägten Hausarzt. Die erlernten medizinischen Allgemeinbegriffe, Krankheitssymptome, Diagnostik, Pathologie, Heilkunde, Prognostik finden nur bedingt Anwendung auf den individuellen Patienten, dessen Anamnese, einschließlich der sozialen Umweltbedingungen, nicht zuletzt noch seine seelische Befindlichkeit ebenso große Aufmerksamkeit verlangen in der Einschätzung der Gesamtsituation, aus welcher heraus der Patient um Hilfe nachsucht. *Ja, man kann sagen, jeder Mensch bildet eine Wissenschaft für sich.* Selbst wenn Wille und Interesse vorhanden wären beim besagten Hausarzt, machte ihm die Zeit einen Strich durch die Rechnung. Er *darf* nicht einen einzigen Patienten zum alleinigen Forschungsgegenstand seiner Praxis machen, obwohl das durchaus möglich und lohnenswert erschiene. Er muss doch wieder auf das Allgemeine zurückgreifen, welches er noch aus der medizinischen Literatur erinnert, was er gegebenenfalls rasch in Lexika nachschlagen kann oder in erster Linie vermutlich: was ihn seine Erfahrung lehrt, um jedem Patienten gerecht zu werden. Menschlich ist es zwar mehr als verständlich, dass man als Patient nicht wie ein Objekt behandelt werden möchte, faktisch ist es leider so, dass der Ärztestand ebenso wenig vor gravierenden Fehlern gefeit ist wie jeder andere Berufsstand auch. Von diesem erkenntnistheoretischen Spezialproblem der Philosophie war es nur ein kleiner Schritt bis zur Gottesfrage. Immer wenn wir nach Gott fragen, bekunden wir damit nicht etwa ein dezidiertes Wissen um einen konkreten Gegenstand, sondern wir loten damit die Sprachkraft und die Denkfähigkeit des Menschen bis in die abstraktesten Höhen aus. Deswegen ergab sich diese Frage nach der Existenz Gottes wie von selbst, unabhängig vom persönlichen Bekenntnis der Teilnehmenden, ist doch der prozessuale Ansatz von Whitehead ein kosmologischer, ja in gewisser Weise gar ein kosmogonischer, insofern er den Anspruch erhebt, den Werdegang des Universums zu erklären. Beide Begriffe, Gott wie der Prozess, in dem wir alle stehen, sind genuin miteinander verwandt, weil umfassendere Begrifflichkeiten schlechterdings unmöglich sind oder zu lächerlichen Verdopplungen führen wie der Frage: Wer habe denn Gott erschaffen? Oder was sei denn der umfassendere Prozess, der den Prozess unseres Universums enthalte? Des Weiteren tauchte bei den Briefings am Morgen, als wir beieinander saßen, nach einem guten Frühstück, einem kleinen Spaziergang oder nach sportlicher Betätigung in der auf dem Gelände liegenden Sporthalle, die alte, nie geklärte Frage nach dem Verhältnis von Geist und Materie auf, die wir trotz ihrer Betagtheit jugendlich und frisch angingen, so als ob sie noch nie behandelt worden wäre und ausgerechnet unser Grüppchen dazu auserkoren wäre, das Verhältnis endgültig und abschließend zu klären. Abstand gewinnen, ein paar Schritte zurück gehen, sich aus der Umklammerung von abgenutzter Begrifflichkeit und Vorurteilen befreien, steht wohl gerade Akademikern gut an, die in der Regel die Bekanntheit gängiger Begriffe bei ihren Studierenden voraussetzen und deren Wesen und Eigentlichkeit, sowie deren Ungenügen nicht mehr zu reflektieren gewohnt sind.

Aus einem anfänglichen Brainstorming und aus den Diskussionen in einigen informellen Kleingruppen, die sich während der Kennenlernphase bildeten und durch Zufall parallele Fragen und Themen aufwarfen, gingen folgende interessante Ideen hervor: Was wir da im Moment taten, indem wir nichts Konkretes taten, sondern wie in klassischer Meditation versuchten, innerlich leer zu werden und uns auf den unlösbaren Gegensatz zwischen Sein und Nichts konzentrierten, ähnlich dem buddhistischen Koan, das die Logik an ihre Grenzen führt respektive, was wir *nicht* taten gemäß einem Programm, sondern erlebten und geschehen ließen, *war bereits Bestandteil eines prozessualen Ansatzes und Geschehens.* Whitehead zufolge ist jedes Momentum durch eine konkrete Struktur des Werdens und des Abschlusses geprägt, um daraufhin in anderen Momenten mit ihren spezifischen Potentialitäten aufzugehen und dort zu einem neuen Ereignis zu führen. Grundlegend für diese Sichtweise ist die „Erfahrung“. *Auch* unsere konkrete Gruppenerfahrung; *auch* die Selbstexploration; *auch* die eher passive Erfahrung des Traumes, die die unbewussten psychischen Vorgänge, ausgelöst durch die zahlreichen Gespräche und Begegnungen, beim einzelnen widerspiegelt. In der Mehrzahl bezieht sich dieses Fachwort jedoch auf Vorgänge und Ereignisse, die nicht von Bewusstsein begleitet sind und zudem keinesfalls von Bewusstheit begleitet sein müssen, um erfahren zu werden. Für diese Abkoppelung des Erfahrungsbegriffs von der bewussten Wahrnehmung und für seine Übertragung auf die gesamte prozessuale Wirklichkeit ist Whitehead heftig kritisiert worden. Wie und was ein wirkliches Einzelwesen *erfährt*, was in ihm vorgeht, ist im Grunde genommen nicht einsehbar oder empathisch aufschließbar. Lediglich einige Begrifflichkeiten – wir müssen wieder mit den Abstrakta vorliebnehmen – weisen darauf hin, ob und was man sich per vorsichtigem Analogieschluss vorstellen darf. Uns war allen aufgrund unserer Vorkenntnis klar, dass wir das gewohnte Subjekt-Objekt-Schema zu transzendieren haben würden, wenn wir uns auch nur einem anfänglichen Verständnis der Prozessphilosophie zu nähern gedächten. In einem von Whitehead selbst erschaffenen Neologismus „Superjekt“ soll das Neue und Ungewöhnliche dieses Neuzugangs auf die Wirklichkeit ausgedrückt werden. Kant bezeichnete es noch als eine erneute „kopernikanische Wende“ in der Erkenntnistheorie, dass vom unveränderlichen geistigen Subjekt her die Welt der Objekte erst konstituiert werde. Whitehead wehrt sich mit Nachdruck gegen diese Auffassung eines erkennenden Subjekts. Ähnlich wie in der Epoche der Romantik betrachtet er die Welt unter dem Prinzip des „Organismus“. Superjekt steht für eine an sich unvorstellbare Verschmelzung von Subjekt und Objekt. Das „wirkliche Einzelwesen“ steht für den Prozess, für das Erfassen anderer Einzelwesen oder der Data der näheren und ferns-

ten Umgebung in Verbindung mit den „zeitlosen Gegenständen“; sein Wesen ist also der Vorgang des Werdens, bei dem das Subjekt selbst das Ergebnis aller Veränderungen darstellt. Weder ist es nur erleidend und seiner Umwelt ausgeliefert noch ist es der allein aktive Teil eines Ereignisses. Die „objektiven“ Erfassungen sind in es eingegangen, bevor es selbst dann zu einem Datum für andere Erfassungen werden kann und in weiteren „wirklichen Einzelwesen“ aufgeht und dort auch weiter lebt und zur objektiven Unsterblichkeit gelangt. In der Gesprächseinheit, deren Resultat ich gerade mit Mühe zusammenzufassen versucht habe, traten beispielhaft alle Probleme des sprachlichen Ausdrucks und der Adäquanz eines gedanklichen Systems mit seiner terminologischen Ausformulierung offen zutage. Wir suchten nach Beispielen aus dem persönlichen Erleben. Der Neologismus „Superjekt“ steht nun einmal für einen Bereich, der kaum anschaulich zu machen ist. Ich erinnere nicht mehr genau, von wem das Beispiel stammt, jedenfalls erschien es mir noch das Anschaulichste zu sein, um einen schwierigen Sachverhalt einigermaßen verständlich zu machen. Gibt es in unserem Erlebnisbereich ein Zusammenfallen der Subjekt-Objekt-Beziehung? Ja – aber nicht in unserer Begegnung mit der Außenwelt oder in unserer Innenwahrnehmung. Die Teilnehmer in der Gesprächsrunde sind für ein jedes Subjekt Objekte, die einen Körper besitzen, entweder schweigen oder sich zu Wort melden, und ich empfangen Informationen von ihnen, die zu einer zutreffenden oder falschen Wahrnehmung führen. Wenn ich Schmerzen habe, so kann ich denselben lokalisieren. Er tritt mir etwa als Kolik wie etwas Fremdes „gegenüber“, obwohl er doch zu meinem Körper „gehört“. Nicht so bei einer Erinnerung an den letzten Badeurlaub. Zwar ist auch unser Subjekt bei einer rein gedanklichen Vorstellung zu scheiden von den geistigen Inhalten, aber die Trennung ist doch nicht mehr so streng wie bei einem äußeren oder inneren Gegenstand. Ja, es kann vorkommen, dass ich als Subjekt vollkommen in meinem Tagtraum aufgehe und die Distanz zwischen Erkennendem Subjekt und erinnertem Gedächtnisinhalt mehr und mehr schwindet. Auf dieser Ebene liegen sicher auch Erlebnisse der mystischen Verschmelzung mit einem Umfassenden sowie alle ekstatischen Vorkommnisse einer zeitweiligen Aufgabe oder Erweiterung des Ich.

Abenteuer ist ein weiteres Synonym für Prozesstheologie. Ich war selber überrascht, wie schnell sich die Teilnehmenden auf dieses gemeinsame Abenteuer einließen, was ja im Einzelnen ein Abenteuer der Gruppe, der Inspirationen und Interaktionen hinüber und herüber zwischen den vielen Eigenwelten und Mikrokosmen aus reichhaltiger Lebenserfahrung war und ein einziges Abenteuer, welchen Weg die Ideen mit uns gingen. Nicht wir bewegten die Ideen, sondern sie uns. Dem Spätwerk Whiteheads entsprechend, das da lautet: „Adventures of Ideas“, 1971. Sympathisch war uns an Whiteheads Denken die Hintanstellung des Bewusstseins. Ganz gewiss ist das Bewusstsein nicht so wichtig im Naturprozess wie wir ihm Relevanz als seine mutmaßlich einzigen Träger zuschreiben. Außerdem wird unser Monopol auf den Geistbesitz gebrochen, indem Whitehead jedes Momentum auf Stufen der Entwicklung weit unterhalb der Hominisation bereits mit einem geistigen Pol ausgestattet sein lässt. Mit einem entsprechenden Zitat fängt ja auch der Bericht an. Gleichwohl können wir konstatieren, dass wir im Hier und Jetzt, also in der Raumzeit des Universums zu einem seiner konkreten Punkte, da viele Ereignislinien zusammenlaufen, bestimmte Gedanken denken oder Ideen entwickeln, die genuin mit der Beschaffenheit des Universums zusammenhängen. Was tun wir da, indem wir dies tun? Wir schauen uns gewissermaßen selbst auf den Hinterkopf. Wir entdecken eine unabsehbare Kette von Kausalität. Vor diesem Hintergrund ergibt sich bereits die Grundproblematik des Verhältnisses von Geist und Materie. Wie gesagt: wir konstatieren weiterhin mit Sicherheit, dass wir Kinder dieses Universums sind. Damit ist die Entwicklungsgeschichte des Universums seit dem Urknall evident geworden. Die gegenteilige Annahme, dass wir einfach so auf übernatürliche Weise erschaffen und mit diesem materiellen Körper verbunden und in die Welt wie Fremde hineinversetzt wurden, wie einst Adam und Eva in den Garten Eden, diese Anschauung ist veraltet und hält modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht mehr stand. Ehrlicher Weise müssen wir an die Adresse aller Gläubigen den Zusatz machen, dass diese Ergebnisse, die eine Evolution des ganzen Universums nahelegen, wirklich gesichert und nicht mehr einem szientistischen Ideologieverdacht ausgesetzt sind. Es steht also keineswegs Glaube gegen Glauben, ein Vorurteil, das man hier und da auch heute noch vernimmt. Diese Beobachtung lässt nur die eine Folgerung zu: wir befinden uns zu einem bestimmten Punkt als Akteure der Geschichte des Universums *jetzt* unterhalb der Burg Greifenstein mit benennbaren Ideen im Kopf, über die wir uns austauschen, die wir verändern und weiter tragen und die uns verändern als Einzelwesen wie als Gruppe. Wer oder was bewegt hier wen? Ich verwendete bislang fast nur Begriffe der kognitiven Funktion eines Humangehirns. Die anderen Aspekte, Intuition, Gefühl, Gemüt und Stimmung, aber auch die Nachtseiten von Natur und Seele sollten wir unbedingt mit einbeziehen. Ist es nicht ein kleines Wunder, dass wir uns mit Bewusstheit als keineswegs unbedeutende Mikrokosmen eingebettet sehen in eine im wahrsten Sinne des Wortes Universalgeschichte des Weltalls? Dass wir all die mit bloßem Auge und die unzähligen weiteren, nur mit dem Teleskop sichtbaren Himmelskörper mit ihren vermuteten Planeten in unserer Phantasie mit Leben ausstatten dürfen? Ist es wirklich so abwegig, dass es dort ebenfalls denkende Geistwesen gibt, die ähnliche Ideen und Gefühle entwickeln wie wir? Wir sind auserkoren, am Werden dieses Prozesses und des lernenden Gottes teilnehmen zu dürfen. Wenn man sich diesen Umstand vor Augen führt und in seinem Herzen bewegt, dann nimmt es nicht wunder, wenn man vor Glück erschauert. Mit dieser Empfindung, dass wir selbst gemeint sind, dass die Gottheit uns braucht, hat das Abenteuer uns längst in seinen Bann gezogen. Ab dem Zeitpunkt waren wir keine distanzierteren Beobachter mehr. Über den Sinn von Bewusstheit in einer ansonsten kalten Maschine ist oft kontrovers diskutiert worden. Wir sehen in diesem relativ neuen philosophischen Ansatz eine hinreichend positive Antwort darauf. Hund oder Katze sind

noch nicht so weit entwickelt, als dass sie sich fasziniert zeigen könnten über die Existenz ferner Galaxien. Der Horizont ihres Bewusstseins hat sich noch nicht genügend geweitet. Gleichwohl sehen sie die Welt mit Augen, die uns auf immer verschlossen sind. Nichtsdestotrotz sind es *ihre* Augen, *ihre* Welten, die sich in spezifischen Weisen, gewiss auch mit individueller Note, herausbilden. Deswegen ist es nichts als eine logische Konsequenz, jedes Tier zu achten und sein Leben zu schonen, so weit es auch unten in der evolutionären Stufenleiter stehen mag. Die romantische Naturphilosophie, für Ohren heutiger Naturwissenschaftler kaum noch vernehmbar, zu Beginn des 19. Jahrhunderts sprach gar von einem übergeordneten Organismus mit quasi-lebendigen und bewusstseinsadäquaten inneren Relationen; als Beispiel sei genannt das Beziehungssystem Pflanze-Sonne. Als ob sie wisse, was sie wolle, nimmt eine Pflanze diejenige Gestalt an, die sie zur Sonne orientiert und die rasch sich empor windende Schlingpflanze im Dschungel, muss irgendwie im finsternen Untergrund eine Ahnung besitzen, dass weiter oben im Kronendach des Regenwaldes das Sonnenlicht auf sie wartet. Wir dürfen uns freilich, mit Kant gesprochen, nicht nur der Gestirne hoch über uns, sondern auch des moralischen sittlichen Gesetzes in unserem Inneren erfreuen. Uns gelang sogar ein einfacher Gottesbeweis, nachdem der gerade erwähnte Immanuel Kant dereinst in Königsberg darüber nachgrübelte, was man schlussendlich noch von einer gezähmten Vernunft verlangen könne, nachdem er allen komplizierten bis dato gültigen fünf Gottesbeweisen der Scholastik den Garaus gemacht hatte. Auf den waren wir stolz – unser erstes Gruppenergebnis –, der freilich auch humorvoll stimmte, weil die wenigen von uns, die auch der Theologie mächtig waren, uns dezent darauf hinwiesen, dass solcherart Beweise garantiert nicht den biblischen, jüdischen oder islamischen Gott trafen oder gar in Frage stellten. Wir bedienten uns nämlich eines anrühigen Verfahrens, das man „Analogia entis“ nennt, die eine Verwandtschaft aller Dinge unterstellt, und davon ausgehend ein schlussfolgerndes Voranschreiten einleitet vom Sein der Welt und der Dinge in ihr zur Existenz Gottes; wohingegen der Gott der heiligen Schriften als die ganz andere, souveräne und außerhalb von Mensch und Kosmos seiende Wesenheit zu verstehen sei, so die Belehrung der Theologen, von der wir nur dank ihrer Selbstmitteilung Kenntnis besäßen. Trotzdem hat dieser Hinweis auf Gott etwas für sich, was nicht leicht in Worte zu fassen ist und ergreift einen, weil er ganz und gar ohne Metaphysik auskommt und sehr plausibel nachvollziehbar ist. Deswegen will ich seinen Argumentationsgang hier kurz umreißen, bewusst außerhalb unseres Berichtes, weil er der Anfangs- und Findungsphase des in Gang kommenden gruppendynamischen Geschehens entspringen ist.

Ein Beweis nach unserer modernen Denkweise, auf der Grundlage von Logik, instrumenteller Vernunft und der Faktenlage der Wissenschaften basierend, das heißt, nach den begrenzt menschlichen Maßstäben, verlangt nach etwas, was sichtbar und nachprüfbar im materiell-energetischen Kosmos „vorkommt“ oder „vorhanden“ ist und sowohl der Zeit als auch dem Gesetz von Ursache und Wirkung unterliegt. Es ist erstaunlich, aber Gott existiert in der Tat in dem soeben beschriebenen beweiskräftigen Sinne *innerhalb* des Kosmos. Wir können mit großer Sicherheit behaupten, dass Gott eine Realität in Raum und Zeit ist, weil er ad hoc existent ist im Geist und Bewusstsein des Menschen, eigentlich jedes Individuums, das sich einmal „Gedanken gemacht hat“ über Grund und Sinn des Universums. Wenn Gott als gedankliche Realität des Menschen nicht zu bezweifeln ist und den Gedanken beziehungsweise Denkvorgängen oder Ideen eine materielle Basis im menschlichen Gehirn entspricht, die als Akte in Raum und Zeit lokalisierbar und messbar sind mittels Computertomografie, die beispielsweise zeigt, welche Hirnregionen bei bestimmten mentalen Leistungen gerade aktiv sind, wenn außerdem von Hirnforschern die Gedächtnisleistung als von elektrochemischen Reizmustern der Nervenbahnen des Gehirns, verschaltet durch zahllose synaptische Verbindungen, verursacht betrachtet wird, ist damit nicht erwiesen, dass Gott messbar als raumzeitlicher Akt im Kosmos auftaucht? Wohlgedenkt: Bei unserem bescheidenen Evidenz-Beweis handelt es sich nicht um eine Neuauflage des „ontologischen Gottesbeweises“, der aus der hierarchisch nach oben weisenden Abstraktionsbegrifflichkeit für den höchsten denkbaren Begriff „Gott“ nun einmal die Existenz intrinsisch mitfolgt, andernfalls sei über der höchsten Vollkommenheit noch etwas Höheres zu denken und in diesem Fall sei es zweifelsohne weniger als Gott. Wir blieben hingegen auf der Erde, ließen unseren Gott im Irdisch-Medizinischen wurzeln. Was die Scholastiker noch nicht wissen konnten: auch der abstrakteste, edelste und höchste Gedanke hat seinen Geburtsort im Menschenhirn. Unser Gottesbegriff ist zunächst einmal nichts weiter als eine äußerlich-physikalische Größe, zumindest theoretisch durch die bildgebenden Verfahren der Neurobiologie darstellbar, wobei die Übertragung auf einzelne Ideen und Gedanken selbstverständlich vorerst theoretisch bleiben muss, die wir *nach innen* in ihrer geistigen Dimension als Idee Gottes wahrnehmen. Obwohl es nicht in der Absicht des Autors liegt, einem naiven Materialismus das Wort zu reden, da spreche ich sicherlich aus dem Herzen aller anderen, als ob sich das Geheimnis der menschlichen Seele in physikalischen Zuständen des Gehirns erschöpfte, als ob Gedanke und Idee nur die Reflexe unendlich kompliziert verschalteter Nervenbahnen wären, so geht doch eine gewisse Faszination von dieser einfachen Argumentation aus, zeigt sie doch, dass sich Gott von Anfang an *auch* auf physikalisch-materieller Ebene im Kosmos vorgesehen hat, insofern nämlich unter allen materiell-energetischen Konfigurationen des Kosmos sich auch solche von Anfang an als reine Möglichkeiten befunden haben müssen, deren Innensicht die Idee Gottes repräsentieren. Die Eigentümlichkeit dieses Syllogismus liegt ja gerade darin, dass im Argumentationsgang die elektrochemischen Prozesse unseres Gehirns die Hauptrolle spielen, die innerhalb des physischen Kausalnexus unseres Universums angesiedelt sind, während man von einer abstrakten Idee immer noch behaupten könnte, sie verdanke sich einem rein geistigen Zusammenhang. Als reine Potentialität muss diese Sonderbarkeit schon zu Beginn der kosmischen Evolution latent vorhanden gewesen sein: Ein Kosmos, der seine Bausteine und die zwischen ihnen geltenden

Naturgesetze so fein zusammenzubringen und aufeinander abzustimmen und die zwischen ihnen herrschenden Energieströme so genau zu dosieren vermochte, dass dabei die Idee Gottes entsteht. Wohlgermerkt; eine Idee, die von Anbeginn an bereits da war, latent darauf wartete, aufgerufen zu werden und für nichts anderes da zu sein scheint, als von innen her die Schönheit und Majestät der Schöpfung wahrzunehmen. Und dieses Innen vollzieht sich im Hier und Jetzt in der Bildungsakademie, indem wir darüber nachsinnen oder uns austauschen oder die Idee Gottes aktuell in ihren Wandlungsformen in uns und durch uns Gestalt gewinnt. Damit erschöpft sich keineswegs ihre Funktion. Sie schaut ja nicht nur zurück, sondern auch vorwärts und könnte durchaus neue Kausalketten in Gang setzen, nachdem uns bewusst geworden ist, in welcher Form wir die Möglichkeiten Gottes verwirklichen könnten, indem wir unser Handeln stärker an den ethischen Grundaxiomen ausrichteten. Somit ergibt sich das interessante und spannende Bild eines Kosmos, der Gott wie ein Same in sich trägt, der zu seiner Zeit aufgeht. Dass es zumindest nachweislich bisher ein Mal definitiv geschehen ist, dass die Potentialität zu einer Aktualität geworden ist, kann selbst der größte Skeptiker nicht in Zweifel ziehen. Eine andere Umschreibung für das, was der Gottesbegriff einschließt, wäre folgende: Ein Universum, das von Anbeginn an die Fähigkeit besitzt, das Bewusstsein seines eigenen Grundes aus sich selbst hervorgehen zu lassen, ist ein besonderes Universum, das aus einer Menge denkbarer anderer Universen hervorsticht, in denen die Grundlagen für die Entwicklung von Bewusstheit nicht vorhanden sind. Ein Gottesbeweis sui generis, indem der Prozess zu sich selbst kommt; indem der Nachklang des Urknalls im filigranen Gespinnst der Neuronen seinen Widerhall findet. Diese Sonderbarkeit ergriff unser kleines Grüppchen. Schon wurden Gedankenverknüpfungen spürbar zu Tillichs Glaubensdefinition „als das Ergriffensein von dem, was mich unbedingt angeht“. Ab dem Zeitpunkt spätestens waren wir vom Thema ergriffen. Dieses Ereignis vollzog sich ungefähr nach drei Tagen; unser Supervisor, vermutlich der einzige, der dem Thema recht entfernt und distanziert gegenüberstand und auch von mir unter diesem Blickwinkel ausgesucht worden war, verzeichnete diesen gruppenspezifischen Kulminationspunkt sehr sorgfältig und mit wachsendem Interesse. Worin bestand denn nun diese Besonderheit, diese kleine Auffälligkeit im Vollzug unserer Gruppenidentität, die die große Leben tragende Bewegung des Kosmos im Kleinen widerspiegelte? Ich glaube, es war der Abend des dritten Seminartages, als wir gemütlich vor dem lodernen Kaminfeuer zusammensaßen zu unserem abendlichen Meeting. Wir diskutierten, trugen unsere Erfahrungen zusammen, beschrifteten Tafeln und Plakatwände mit philosophischen Begriffen, Pfeilen, Diagrammen, Schaubildern und Symbolen. Die alte Kreidetafel löste sich auf in immer weißer und schmieriger werdenden Wolken, worauf man zum Schluss besser, sofern vorhanden, mit schwarzer Kreide hätte schreiben und malen mögen. In unserem akademischen Eifer gedachten wir etwas festzuhalten, in Grenzen zu zwingen, was per se sich gegen jegliche Grenzziehung sträubte. Momentaufnahmen des Flusses versuchten wir festzuhalten wie in einem snapshot, rasch überholt vom Weiterziehen der Wolken oder veränderten Lichtreflexen. Doch noch ein paar Worte zum Inhaltlichen. Was hat es denn mit jener Sonderbarkeit auf sich? Nun, unseres Erachtens besteht sie aus einem gegenläufigen Vorgang. Der Grund des Prozesses ist derjenige oder dasjenige, der dieses Universum kreierte hat, das Wolken, die Seinsmächtigkeit, kurz: der Grund, aus dem heraus oder um dessentwillen überhaupt etwas existiert und vor allem auch: warum etwas Bestand hat. Denn das Nichts ist doch allorten, nicht nur über unsere bescheidene Erdenexistenz verhängt, nicht nur über unser verbrennendes Sonnensystem, sondern auch über das ganze ausglühende Universum. Was sich gegen die Nichtigkeit aller Ideen und Gedanken sträubt, kann selber unmöglich seine Kraft aus der Energie des Prozesses gewonnen haben. Ein Wille oder eine Allmacht muss dahinterstehen. Dieser Grund hat uns ohne Wissen und ohne Bewusstsein von sich selbst hervorgebracht. Nun ändert sich alles. Wir finden uns unversehens wieder als wichtige Figuren in dem konkreten Geschehen unterhalb der Burg, in unserem Erleben, dem Sich-Ereignen, Denken, Fühlen und Entscheiden; gewiss nicht als die einzigen; wobei die Klärung der Frage müßig ist, wer sich zeitgleich mit uns gerade auch noch allein oder im universitären Milieu mit diesem exotischen Thema befasst. Wir haben versucht, die nächstliegenden Kausalketten zu eruieren, die uns hierher und zu diesen konkreten Inhalten an diesem Abend geführt haben und wir scheiterten rasch an einem unanalysierbaren Wirrwarr, und doch entdeckten wir eine nicht weiter benennbare Ordnung und ein Geführtwerden. Wie kam Whitehead auf seine bahnbrechenden Neuerungen? Er war schon 63 Jahre alt bei diesem außergewöhnlichen Qualitätssprung. Warum hat er nicht das Leben eines Ruheständlers bevorzugt, das ihm Zeit gewährt hätte zum Angeln und Golfspielen? Stattdessen stellt er sich wieder mit jugendlichem Schwung der Tretmühle des akademischen Alltags aus Forschung, Lehre und Schreiben. Unsere Fachfrau Hunsemayer, Roswitha, wir waren inzwischen beim Du angelangt, musste trotz ihres exzellenten Gedächtnisses passen. Wie gelangte er als Mathematiker zu einem bislang unbekanntem neuen Systementwurf, der buchstäblich alles einschloss, was in dieser Epoche als bekannt vorausgesetzt werden durfte und bislang völlig unbekanntes Synthesen daraus bildete, einschließlich eines provokativ neuen Gottesverständnisses. Wenn zum einen als wahr gilt, dass Whitehead wie alle anderen aus seiner Epoche auch und wie alle Dinge und Sachverhalte als vorübergehende Elemente, Momente, oder in der Fachsprache der Prozessphilosophie: als wirkliche Einzelwesen im Prozess befindlich, die rasch wieder vergehen und sich an einem umfassenderen Nexus orientieren, wenn des Weiteren auch wir, Jahre später, aus den verschiedensten Motiven und Lebenslagen heraus uns gegenwärtig mit diesem Thema theoretisch und praktisch beschäftigen, dann können wir eine weitere Wahrheit postulieren, deren Evidenz nicht angezweifelt werden kann, nämlich dass sich in unseren neuronalen Verschaltungen wie in den elektrochemischen Erregungsmustern auch eines Whiteheads und aller seiner nachfolgenden Schüler spezifische Konstellationen von Materie und Energie bildeten, die den Gedanken und Ideen der neuen Philosophie korrespondieren. In eigentüm-

licher Korrelation beeinflussen sich Geist und Materie hier gegenseitig. Die Prozesstheologie setzt in keiner Weise die Materie herab oder beschränkt sich analog zum Idealismus nur auf das Geistige. Wenn zum anderen ebenfalls wahr ist und nicht ohne triftigen Grund angezweifelt werden kann, dass die Idee Gottes die höchste und umfassendste ist jenseits aller Beweisbarkeit, die sprachlich überhaupt möglich ist, die alles Denkbare und Erkennbare umfasst, *natürlich auch den Prozess selbst* und wenn diese erschütternden Ereignisse auch noch mit vollem Bewusstsein stattfinden, dann spiegelt sich in den Erregungsmustern unseres Gehirns etwas, was in keiner Weise mit der Materie selbst und ihren Konfigurationen identisch ist, sondern viel mehr etwas, was der Materie weder direkt entspricht noch sich allein ihrem Zusammenwirken verdankt, sondern mehr einem Zusammenfließen zweier Ströme gleichkommt, jedenfalls einer begrifflichen Spiegelung eines Höheren, meinethalben auch Geistigen, das diesen Prozess gestaltet und in Gang gebracht hat und sich gegen das Nichts sträubt mit der Macht, sich im Sein zu erhalten. Stellen wir uns probeweise auf den Standpunkt, dass kein Leben mit Bewusstheit im Universum möglich sei. Dann würde der Kausalnexus einfach als das hingenommen, was er ist, als ein Daseiendes und Vorhandenes, wahrscheinlicher noch als ein nichtwahrnehmbares Element, da es für keinen Beobachter erscheint, letzten Endes als das Fatum des Determinismus, ein Schicksal, welches von niemandem übernommen werden kann. Die Welt der Materie genüge sich selbst und das Uhrwerk lief ab ohne Wissen darum – die sinnlose Produktion von Entropie! Jedoch sollten wir an dieser Stelle äußerst vorsichtig sein. Nur weil für *uns* eine Welt ohne bewusstes Erkennen und ohne Geist sinnlos ist, muss sie deswegen entsprechend den Vorgaben der Prozessphilosophie noch lange nicht außerhalb jeglicher Möglichkeit zu Existenz und Sinn existieren. Mensch und Bewusstsein spielen in dieser Philosophie eben nicht die erste Geige. Allein wir haben keinen Zugang zu Universen ohne Beobachter und sollten uns mit diesem herrlichen Universum begnügen, das unsere Augen hervorgebracht hat, damit wir sehen! Und ist es nicht das Wunder schlechthin? Wir sehen bis auf den Grund! Gleichwohl: Im Betreiben der Prozessphilosophie wie im Genuss persönlichen Glücks gibt es kein „um zu“ oder „um willen“. Wir haben hier durchaus ein wie auch immer zu benennendes Endstadium erreicht. Die uns vorausgehende Kette biologischer Evolution konnte sich diesen Luxus in keiner Weise leisten. Träumereien eines höheren Säugetiers hätten wohl immer den Charakter von letzten Dingen gehabt, bevor es auf den Speisezettel eines Fressfeindes landete. Die Gedanken und schönen Ideen und ihre ästhetischen Ausdrucksformen ruhen gewissermaßen in sich selbst. Betrachtet man ein Kunstwerk oder besucht ein Konzert, so tun wir das selten deswegen, um davon noch etwas anderes zu haben oder daraus irgendeinen weiteren praktischen Nutzen zu schlagen. Gemälde wie ganze literarische Schöpfungen, philosophische Entwürfe, geschichtliche Reflexionen wie mathematische Sachverhalte genügen sich selber und sind bereits zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt. Ich erinnere eine Diskussionsrunde, bei der uns klar wurde, dass der Anthropozentrismus zu einer verzerrten Wahrnehmung führt. Was wissen wir über die Existenz geistiger Subjekte? Ein Subjekt vermag aus sich selber heraus zu existieren, sei es materiell oder als Idee. Dass wir Geistwesen daran teilhaben *dürfen* ist eher Gnade denn Recht und alles andere als selbstverständlich. Höchster Genuss wie reinste Freude, gleich welcher Herkunft, sollte uns zum Zeichen werden. Kann man es nicht so verstehen, dass die werdende Gottheit sich ihre Schöpfung von innen ansieht? Gewissermaßen mit unseren Sinnen?

Auf dieser Grundlage widmeten wir dem Geist-Seele Dualismus einen weiteren Tag. Die Konstellation von Materie und Geist sowie der Zusammenhang von Gehirn und Denken sind andere Ausdrucksformen, die dasselbe meinen. Der Quantenfachmann und Philosoph Jonas Obdenhövel machte uns darauf aufmerksam, dass in der Welt der kleinsten Teilchen Gesetze herrschten, die einesteils unanschaulich und darüber hinaus auch noch widersprüchlich auftreten – so zum Beispiel die Doppelsexistenz eines Elektrons als Welle *und* als Korpuskel. Unsere Logik ist an dieser Stelle zu Ende. Die dazu passende Theorie ist der Probabilismus, die Formulierung von Naturgesetzen nach den mathematischen Regeln der Stochastik. Deswegen sprechen wir beim radioaktiven Zerfall von der Halbwertszeit, bei der das Element um die Hälfte zerfallen ist. Was in seinem Inneren passiert, welche Kausalketten dort ablaufen und ob überhaupt, ist bereits sinnlos als Frage oder Hypothese zu formulieren, weil man keine Antwort darauf bekommen wird. Ob „etwas“ passiert und welche Gesetze dort „herrschen“ kann man ebenso wenig wissen, wie in der Versicherungsstatistik, *welches* versicherte Auto den nächsten Schaden verursachen wird; nur wissen wir leider auch: irgendein Auto mit Insassen, irgendein Flugzeug mit 200 Schicksalen wird es treffen, weil die großen Zahlenwerte auf geradezu unheimliche Weise immerzu bestätigt werden. Wir wissen nicht, welches Atom in einer kritisch angereicherten Masse des Uranisotops 238 als nächstes zerfallen wird. Das Endergebnis ist bekannt. Es entsteht eine Kettenreaktion, die rasch zu einer immer größeren Zahl gleichzeitig zerfallender Urkerne führt bis die gesamte Masse ihre unfassbare Energie abgestrahlt hat. Das Gesetz der großen Zahl lässt sich auch hier nicht beirren. Das Endergebnis ist bekannt. Grauslich, dunkel und grausam! Vielleicht ist das Wort „Dunkelheit“ und „Urgrund des Seins“ im Sinne von Jakob Böhme als Metapher angemessener als die gewohnte Sprache, die im Vorstellungsbereich der Menschen kleine Billardkugeln hervorruft, die einander stoßen und ihren Impuls an andere weiter geben. Die Doppeldeutigkeit an dieser Stelle ist durchaus gewollt!

Interessant fand ich die Bemerkung von Jonas Obdenhövel privatissime, außerhalb akademischer Protokolle formuliert: Der Untergrund der Materie ähnelt mehr einem geistigen Feld als den herkömmlichen Vorstellungen von abgrenzbarer Materie. Die vielfachen Erscheinungsweisen seien durchaus Entitäten, wir hätten nur nicht die leiseste Ahnung, was sich dahinter verberge. Ein Meer aus Energie, trotzdem definiert und strukturiert, auf geheimnisvolle Weise Gesetzen gehorchend, die sich rational beschreiben ließen, aber keiner weiß zu sagen, wa-

rum sie das tun, die, wenn sie es nicht täten, sich in Kürze gegen uns wenden würden, und unser Leben wie das der Planeten und Sterne wäre sofort beendet. In dieser dunklen Böhmeschen Welt treten nur Schatten auf; Individualität der „Teilchen“ gibt es keine mehr. Da manifestieren sich plötzlich Teilchen, die vorher nicht da waren. Beim β -Zerfall beispielsweise wandelt sich etwa das schwerere Neutron in ein leichteres Proton um. Als Strahlung wird nach außen unter anderem ein Elektron abgegeben. Unerklärlich ist vor allem, dass das Elektron aus dem Inneren des Kerns völlig neu das Licht der Welt erblickt, also gar nicht von dorthier stammt, wo es normalerweise anzutreffen ist, nämlich in den äußeren Schalen. So seien wir bereits vollauf vom Geheimnisvollen umwittert, wenn wir auch nur die wenigen sichtbaren Materieteilchen im Universum unter die Lupe nehmen. Sobald wir mit großen Energien umgehen, wie sie im LHC erzeugt werden mit 13 Teraelektronenvolt und mehr – das bedeutet die Beschleunigung von Kernen auf 99,9% der Lichtgeschwindigkeit –, also diese Energiemenge, so Obdenhövel, erzeuge nicht nur supersymmetrische Teilchen der Dunklen Materie, sondern vor allem auch ein gravierendes erkenntnistheoretisches Problem. Zerspringen die mit fast Lichtgeschwindigkeit kollidierenden Kernteilchen in tausend Stücke wie eine auf den Steinboden zerschellende chinesische Vase oder werden bei diesen gewaltigen Energien schlicht und einfach neue Teilchen erzeugt, die vorher gar nicht da waren? Die Bruchstücke werden ja von Rechnern erfasst und auf den Flachbildschirmen in kleinen Kurven dargestellt. Die Grundsatzfrage ist tatsächlich die, *wie* man das betrachten will. Waren die Bruchstücke in den beiden Kernen „vorhanden“, hatten sie irgendeine Art von Sein, bevor sie im Beschleuniger und den ihm angeschlossenen Detektoren und Computersystemen registriert wurden? Oder wurden diese Teilchen aus einem umgebenden Medium herausgeschlagen, wie das Higgsteilchen 2012? Oder erzeugen die Experimentatoren diese Teilchen selbst, ungewollt und unbedacht nach der Einsteinschen Gleichung von Masse und Energie? Dann wird der Teilchenzoo immer größer werden. Die Unbrauchbaren schmeißt man dann einfach weg.

Doch warum in die Ferne höchster Energien schweifen, wenn das Rätselhafte doch so nah? Nicht minder wundersam und geheimnisvoll nimmt sich die beobachtbare Nahtstelle zwischen Gehirn und Denken aus. Sie liegt nun einmal unwidersprochen in unserem Gehirn. Mittlerweise gibt es in der Neurobiologie Verfahren und Techniken, die sichtbar machen, was lange Zeit im Dunkel von Magie und Aberglauben lag. Gesetzt den Fall, eine Versuchsperson betrachtet ein schreckliches Kriegsfoto. Auf dem Monitor wird sie jeweils andere Bezirke ihres Gehirns aktiviert finden, je nach der Emotionalität der betrachteten Fotos. Während sie sich mit einem rein gedanklichen Inhalt beschäftigt oder die von der Bildbetrachtung ausgelöste Empfindung „geistig“ verarbeitet und die auftauchenden Gefühle und Assoziationen wahrnimmt, wird dann das neurale Substrat in Bewegung versetzt durch den geistige Akt oder versetzen die Verschaltungen der Neuronen die Gedanken in Bewegung? Warum sollte nicht beides (übereinstimmen)? Auf dem Bildschirm sieht man ohnehin nur grob den gerade intensiv durchbluteten Teil des Gehirns. Es ist seit geraumer Zeit millimetergenau kartographiert, aber was wir von innen als einen Gedanken wahrnehmen und als Geist und Bewusstsein empfinden, ist nirgends an der komplexen Materie der Nervenzellen auszumachen. Der Geist benötigt offenbar die Klaviatur des wohl komplexesten Organs im uns bekannten Universum, um sich zur Geltung zu bringen oder um sich zu spiegeln – hier müssen die Wörter zu Metaphern werden! Der Komplexität der Kausalität feuerner Neurone entspricht die Komplexität der Welt des Geistes. Ein Gedächtnisinhalt, das Bild der Mutter, das einst präsente Schulwissen, die Erinnerung an einen Kunstgenuss – all das hat sein Äquivalent im Gehirn. Das Glücksgefühl des letzten Urlaubs mag sich aus verschiedenen Komponenten zusammensetzen, die an verschiedenen Orten des Gehirns gespeichert sind. Was sprachlich erinnert wird, stammt aus dem Wernicke-Zentrum, der farbliche und bildliche Teil einer verschwiegenen Meeresbucht aus der Sehrinde mit den angegliederten Regionen, die für Farbwahrnehmung und Gestaltgebung verantwortlich sind. Der Hippocampus steuert die Gefühlsnuance bei. Wo aber wird gesehen? Wer oder was setzt das Bild zusammen? Fest steht inzwischen in der Gehirnforschung, dass unterschiedliche elektrochemische Erregungsmuster zwischen den Nervenzellen, also die kurzfristige Aktivierung von Verschaltungen einer bestimmten Anzahl von Neuronen an unterschiedlichen Orten des Gehirns und vor allem deren *Zusammenwirken*, *Zusammenbinden* und *ihre schnellstmögliche Lösung* zu den mentalen Empfindungen führen, die wir innen als Bilder, Figuren, Sprache beziehungsweise Denken wahrnehmen. Es fällt uns schwer, die in den neuronalen Prozessen ablaufende Kausalität zu verstehen. Auf keinen Fall darf man sich das als einen linearen Prozess vorstellen. Das neurale Verknüpfungsmuster A, bestehend aus zehn Neuronen und Tausend synaptischen Verbindungen repräsentiert nicht etwa das Bild ihres Hundes. Diese zehn Neuronen werden immer feuern, auch wenn sie gar nicht an ihren Hund denken und auch für andere Gedächtnisinhalte zuständig sein. Wenn es auf die elektrische Leitung ankommt, auf das gleichzeitige „Feuern“ von Neuronen, die bestimmte Verläufe nehmen, moduliert durch die Synapsen, dann sollten wir unser Augenmerk auf das Muster legen, das meinetwegen auch an verschiedenen Stellen des Gehirns (gleichzeitig in selbstverstärkender Weise) auftreten kann. Und es sollte dann auch wieder rasch vergehen können, um anderen Verschaltungen beziehungsweise elektrischen Mustern Platz zu machen. Wahrscheinlich sucht sich ein Aufmerksamkeitszentrum dann die passenden Erregungsmuster aus den verschiedenen Hirnregionen heraus, um es zu einem konsistenten (aber keineswegs mit der Wirklichkeit exakt übereinstimmenden) Bild zusammenzusetzen. Und *eine* Erzählung bleibt sich selten gleich! Erzählen sie morgen oder übermorgen dieselbe Geschichte, sie wird garantiert immer anders ausfallen; kleine Details werden verändert; anderes hinzugefügt, was ihnen persönlich gar nicht auffällt. So erzählt uns unser Gehirn auch eine immerzu sich veränderte Identitätsgeschichte, angereichert noch mit den gerade bestimmenden Stimmungs- und Emotionskomponenten. Einmal fühlen sie sich als Sieger, dann wieder als Versager. Dasselbe Geschehen bewert-

ten sie heute positiv, morgen sieht plötzlich alles anders aus, weil die gestrige Erlebens-Variante nun von Traurigkeit und Pessimismus eingerahmt erscheint. Wie dem auch sei: dieser Übergang von Elektrizität zu einem Gedanken oder einer komplexen Empfindung für die Schönheit von Musik ist es, dessen innerer Zeuge ein jeder von uns ist, und wir spüren intuitiv, dass wir damit eine andere Welt betreten haben, die von der Welt der Materie völlig verschieden ist. Die unser Ohr erreichenden Luftschwingungen in einem Konzertsaal sind nicht der Musikgenuss, den wir lieben und als angenehm empfinden. Die vielfach sich überlagernden Frequenzen der verschiedenen Musikinstrumente, die in unserem Gehirn in elektrische Ströme verwandelt werden, stellen zunächst einmal ein unentwirrbares Chaos dar, das sich für uns Hörende im Inneren zu einer wundervollen Musik komponiert. Das Instrument selbst und die unser Ohr erreichenden Luftverdichtungen sind dabei doch nur die Medien der Übertragung, wozu auch noch die elektrochemischen Erregungsmuster der neuralen Stränge zur Hörrinde zählen. Musik ist ein genuin geistiger Vorgang, der uns über den schöpferischen Akt des Komponisten erreicht, bei dem die Instrumente, die Luftverdichtungen im Konzertsaal samt den elektrischen neuralen Prozessen im Gehirn lediglich das materiale Korrelat darstellen und die Gesetze der Harmonie, des Kontrapunktes und der Abstimmung der differenten Instrumente aufeinander jene geheimnisvolle mathematische Ordnung, die sich in der Musik kundgibt, symbolisieren, die sich auch im Großen offenbart in der geheimnisvollen Logos-Struktur des Kosmos. Jemand müsste aus Eis bestehen, falls ihn nicht an dieser Stelle ein ehrfürchtiges Staunen überkäme, wie es Einstein und andere bei dem Gewahrwerden der berechenbaren Strukturen der großen Raumzeit des Alls erlebten, wenn ihm bewusst wird, dass die hundert Milliarden Neuronen, die sich so kunstvoll arrangieren zu einem Menschenhirn, ja ihrerseits aus den oben beschriebenen Elementarteilchen bestehen, die so geheimnisvoll, dunkel und mysteriös sind wie das Denken selbst, das sich nur schwer in seinen materialen Untergrund einpassen lässt.

An einem unserer Seminartage referierte ich kurz, weil es auch so gewünscht wurde und keiner außer mir sich nennenswert in der klassischen biblischen Gotteslehre auskannte, den Unterschied zwischen der Anschauung von Gottvater in der Scholastik und der modernen prozessualen Ansicht als Gegenpol dazu, wie ich ihn beispielsweise bei Coob/Griffin in ihrem Werk „Process Theology: An Introductory Exposition“ ausgeführt fand. Die thesenartige Kurzform meines Vortrags findet ihren Platz im Zusammenhang des Themas *Prozesstheologie* in unserem Bericht an passender Stelle.

Korrektur gelesen am 29.03. 2015 kein Ausdruck mehr nötig einen letzten Abschnitt habe ich in Verschiedenes verschoben